

ELIZABETH GODDARD

**MACH NIE
DIE AUGEN
ZU**


francke

1

Nur an wenigen Orten auf dieser Welt ist es gefährlicher als zu Hause.

John Muir

MONTAG, 19:35 UHR

BRIDGER-TETON NATIONAL FOREST, WYOMING

Harper Reynolds schlich noch einige Zentimeter näher. Hoffentlich war das hier kein Fehler.

Nachdem sie ihre Kamera auf dem Stativ befestigt hatte, zoomte sie ihr Motiv mit dem langen Teleobjektiv ganz nah heran. Sie stellte die großen braunen Augen scharf und fing den imposanten Grizzly ein, der gut achtzig Meter unter ihr am Grayback River die Beerensträucher plünderte. Hundert Meter Entfernung wären ihr lieber gewesen. Der Bär wusste, dass sie da war. Er hatte den Kopf gehoben und sie im selben Moment gesehen, in dem sie ihn auf ihrem Weg zum Fluss entdeckt hatte. Doch er hatte sie nicht weiter beachtet und sich wieder seiner Futtersuche gewidmet. Sie hatte ihr Stativ auf einer Erhebung aufgestellt, um größer auszusehen und im Fall der Fälle schneller fliehen zu können.

Sie wollte eine Großaufnahme von dem Tier. Dafür hatte sie ihren Telekonverter. Sie konnte ein gestochen scharfes Bild von ihm machen, ohne sich noch unmittelbarer in Gefahr zu begeben. Wenn die Bäume nicht gewesen wären, hätte sie sogar aus mehreren Hundert Metern atemberaubende Bilder schießen können.

Durch den Sucher wählte sie den passenden Hintergrundausschnitt für das majestätische Tier – den Fluss, die Bäume, die Felsen. Ja, genau so! Der Fluss war die perfekte Kulisse und verlieh dem Bild die nötige Tiefe.

Die vortretenden Muskeln des Bären strahlten eine ungezähmte Kraft aus. So etwas hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nie aus der Nähe gesehen. Adrenalin strömte durch ihre Adern. Sie wollte, dass andere beim Anblick dieser Bilder die gleiche nervöse Energie spürten wie sie, allein mit diesem riesigen und gefährlichen Tier.

Der Fluss untermalte den Augenblick mit seinem Rauschen und weckte Kindheitserinnerungen. Erst das Brummen des Bären holte Harper in die Gegenwart zurück. Sie fand, er klang glücklich und zufrieden. Der Duft von Kiefernadeln lag ihr in der Nase und sie nahm eine leichte Spur des Schwefelgeruchs von den Geysiren im nahe gelegenen Yellowstone-Nationalpark wahr.

Nach einigen weiteren Fotos machte sie eine Pause, den Finger auf dem Auslöser. Nur noch wenige Bilder, dann würde sie die Speicherkarte wechseln müssen. Einige zu löschen, kam nicht infrage. Lücken bei den Metadaten konnten dazu führen, dass alle Bilder infrage gestellt und letztendlich vor Gericht nicht zugelassen wurden. Das hatte sie auf die harte Tour gelernt.

Allerdings ging es hier ja nicht mehr um die Art von Bildern, die sie beruflich gemacht hatte. Sie musste sich nicht mehr einzig und allein auf den Ort, das Indiz und die Position konzentrieren, sondern hatte jede künstlerische Freiheit.

Harper riss sich gewaltsam von den Erinnerungen los. Seit damals war ein ganzes Jahr vergangen. Warum musste sie ausgerechnet jetzt daran denken? Keine Gewaltszenen, hatte ihr Therapeut gesagt. Und definitiv keine Tatorte von Verbrechen. Sie war Dr. Drews Rat gefolgt.

Jetzt fotografierte sie in der Natur. Wo es friedlich war und ruhig. Kein Blut und keine Leichen.

Die Sonne sank tiefer und zwang sie, ihre Kamera auf das schwächere Licht einzustellen. Sie konzentrierte sich auf die Augen des Bären. Vielleicht würde er ja noch etwas anderes machen, zum Beispiel trinken oder eine interessante Pose einnehmen. Sie hatte keine Angst. Schließlich hatte sie ihr Bärenspray dabei.

Und ich weiß auch, wie man es benutzt.

Trotzdem sollte sie ihr Glück nicht überstrapazieren, indem sie zu lange blieb.

Sie verfolgte den Bären, der jetzt am Flussufer entlangtapste, und drehte die Kamera auf dem Stativ nach links. Nach so viel Übung beherrschte sie den Kameranachwenk perfekt. Aber der Bär bewegte sich weiter und verschwand hinter einem großen Felsen.

Harper blickte sich um. Sollte sie die Kamera neu positionieren, um noch mehr Aufnahmen zu machen?

In ihrer Hosentasche summte ihr Smartphone.

Was? Sie hatte hier oben Empfang? Wahrscheinlich war es eine Nachricht von Emily, die wissen wollte, warum sie noch nicht zurück war. Ihre Schwester hatte sie ursprünglich bei dieser Wanderung begleiten wollen, aber dann hatte sie sich damit entschuldigt, dass sie an ihrem neuesten Krimi weiterarbeiten müsse. Harper grinste. Das stimmte zwar, aber Emily wollte bestimmt auch ihre Blasen und ihren Muskelkater von den letzten Ausflügen mit ihr auskurieren.

Harper hatte die Hand schon ausgestreckt, um das Handy hervorzuziehen, als ein pinkfarbener Farbfleck ihre Aufmerksamkeit erregte. Durch den Sucher ließ sie ihren Blick über die andere Flussseite wandern.

Da entdeckte sie eine Frau, die sich mit den Armen einen Weg durchs Gebüsch bahnte und sich durch das dichte Unterholz kämpfte. Ihr Mund stand offen. Schrie sie? Der Fluss übertönte auf diese Entfernung jedes Geräusch.

Harpers Herz hämmerte. Sie zoomte die Frau näher heran. Instinktiv drückte sie auf den Auslöser.

Das Gesicht der Frau war vor Entsetzen und nackter Angst ganz verzerrt. Sie warf einen kurzen Blick hinter sich. Sie flüchtete vor etwas! Wovor?

Harper bewegte die Kamera erneut, um die Frau im Sichtfeld zu behalten. Klick. Sie sollte die Polizei rufen. Wenn die Fremde in Gefahr war, konnte sie nicht hier stehen und tatenlos zusehen.

Mit ihrer freien Hand tastete sie nach dem Mobiltelefon, bevor sie wieder durch den Sucher spähte. Ihr Atem stockte. Ein Mann mit einem Gewehr! Er war mindestens vierhundert Meter weit weg und schaute durch sein Zielfernrohr. Beobachtete er die Frau nur oder verfolgte er böse Absichten?

Harper wählte den Notruf. Der Anruf ging nicht durch. So ein Mist, eben hatte sie doch noch Empfang gehabt!

Sie richtete die Kamera wieder auf die Frau und vergrößerte das Bild.

Die Augen der Frau weiteten sich voller Entsetzen. Dann ... ein leerer Blick.

Harpers Herz wollte stehen bleiben, als die Frau mit dem Gesicht nach unten auf den grasigen Boden sackte.

Der Widerhall des Schusses drang an Harpers Ohren.

Sie wurde so starr wie der Fels neben ihr, dabei schrie alles in ihr danach, sich umzudrehen und wegzulaufen. Wie damals. Sie wollte vor dem Verbrechen fliehen, das vor ihren Augen verübt worden war.

Nein! Dieses Mal musste sie stark sein. Sie musste das tun, was sie vor langer Zeit hätte tun sollen. Bleiben. Die Augen offen halten. Die Zeugin sein, die gegen den Mörder dieser Frau würde aussagen können.

Beweise während der Tat festhalten und nicht erst im Nachhinein Indizien sammeln.

Sie richtete ihre Kamera auf den Mörder und drückte den Auslöser. Nach ihm würde überall gefahndet werden. Mit einer solch grausamen Tat durfte niemand ungestraft davonkommen!

Er drückte das Gesicht immer noch an die Waffe und spähte durch das Zielfernrohr. Seine Kappe hatte er sich tief ins Gesicht gezogen. Schatten lagen auf dem einzigen nicht verdeckten Teil. Sie machte ein letztes Bild, dann war der Speicherplatz voll.

Für den Fall, dass diese Fotos als Beweismittel gebraucht werden würden, musste sie sich unbedingt an die Vorschriften halten. Mit zitternden Fingern holte Harper die Speicherkarte aus

der Kamera und steckte die neue Karte hinein. Obwohl ihr Puls raste, befestigte sie die Kamera schnell wieder auf dem Stativ und schwenkte sie, um den Mann wiederzufinden. Er kam jetzt näher und marschierte auf sein Opfer zu. Sein Gesicht war immer noch hinter dem Gewehr verborgen. Harpers Frustration schäumte fast über. Sie konnte kein sauberes Bild von dem Mörder bekommen. Trotzdem würde sie die neue Speicherkarte mit Bildern von ihm füllen. Sie würde so viele Details festhalten wie möglich.

Verängstigt davonzulaufen, war keine Option. Sie wollte kein weiteres Mal schuld daran sein, dass der Gerechtigkeit nicht Genüge getan werden konnte.

Komm schon! Nimm diese Kappe ab. Lass das Gewehr sinken. Ich brauche ein Bild von dir.

Plötzlich hielt er inne. Wollte er nicht überprüfen, ob sein Opfer tot war?

Nein. Er blieb stehen. Regungslos. Lauernd.

Ein Jäger.

Worauf wartete er?

Er verlagerte das Gewehr auf seiner Schulter und drehte es.

Offenbar hatte er den Bären entdeckt. Den Grizzly unten am Fluss hatte Harper völlig vergessen. Dass er beim Knall des Schusses nicht weggelaufen war, überraschte sie. Würde der Mörder jetzt auch noch das Tier töten?

Lauf, Bär!

Harper wollte es am liebsten laut rufen. Ihre Hand auf der Kamera war vor Angstschweiß ganz feucht. In der anderen hielt sie immer noch das nutzlose Handy.

Der Bär wandte sich vom Fluss ab, als hätte er ihr stummes Flehen gehört, und trottete in den Wald hinein.

Ein eisiger Schauer lief ihre Beine entlang, breitete sich in ihrem Bauch aus und kroch über ihren Rücken. Der Wind drehte sich. Ein Gefühl, das sie als Kind schon einmal erlebt hatte, erfasste sie. Sie befand sich in Lebensgefahr.

Harper schoss ein weiteres Foto, aber auch das würde nicht

genügen, um den Mörder zu identifizieren. Ein paar Sekunden musste sie noch aushalten, nur so lange, bis sie wenigstens ein Bild hatte, auf dem er klar zu erkennen war.

Aber er hob jetzt das Suchfernrohr von dem Bären, als suche er noch etwas anderes. Sein Gewehrlauf wanderte nach oben. Höher und höher, bis der Lauf auf sie gerichtet war. Er schaute sie direkt an! Hatte sie im Visier. Sie sah ein zusammengekniffenes Auge im Schatten seiner Kappe.

Der Mörder beobachtete sie.

Ihr Verstand arbeitete auf Hochtouren. Jeden Moment könnte sie von einer Kugel durchbohrt werden.

Wie festgewurzelt stand sie da. Sie würde sterben. Hier. Jetzt. Das hatte sie davon, dass sie versucht hatte, das Richtige zu tun! Nur weil sie die Zeugin hatte sein wollen, die sie damals nicht gewesen war.

Setz. Deine. Beine. In. Bewegung!

Lauf!

Aber die Bilder!

Sie riss ihre Kamera vom Stativ und gab dabei noch kostbare Momente mehr wie eine Idiotin eine perfekte Zielscheibe ab. Schnell wich sie zurück. Statt zu laufen, ließ sie sich auf die Knie fallen und kroch hinter einen Felsen. Sie musste ihren Atem beruhigen.

Harper spähte um den Felsen herum und schaute wieder durch ihre Kamera. Ohne das Stativ sah sie durch das schwere Teleobjektiv nur unscharf. Sie konnte den Mörder nicht entdecken. Das Zittern ihrer Hände erschwerte die Suche. Es hatte keinen Zweck. Sie würde keine Gelegenheit mehr bekommen, ihn zu fotografieren. Außerdem musste sie sich schleunigst in Sicherheit bringen.

Sie kroch über die Kiefernnadeln, um im Wald unterzutau-chen, und krabbelte vorwärts, bis die Bäume so nahe nebeneinander standen und das Unterholz so dicht war, dass er sie selbst mit seinem Zielfernrohr nicht mehr würde ausmachen können. Hoffentlich. Dann rappelte sie sich hoch und begann zu rennen.

Harper lief weg. Wie damals. Nichts hatte sich geändert oder würde sich je ändern.

Keuchend und mit rasendem Puls konnte sie zwischen den Bäumen den Wanderpfad ausmachen. Nur noch ein kurzes Stück.

Sie stolperte über einen Ast, den sie wegen der dichten Nadeldecke nicht gesehen hatte. Es ging so schnell, dass sie den Sturz nicht abfangen konnte. Ein Schrei entfuhr ihr, als sie mit vollem Schwung gegen die raue Kante eines Felsens prallte. Stechende Schmerzen schossen durch ihren Körper. Ihre Kamera rutschte ihr aus der Hand und fiel klappernd in einen tiefen Felsspalt.

Es war doch ein Fehler gewesen.

2

MONTAG, 19:43 UHR
BRIDGER-TETON NATIONAL FOREST

Der Gewehrschuss irgendwo in der Ferne beunruhigte Heath McKade nicht. In Wyoming, dem Bundesstaat mit den meisten Schusswaffen, hörte man oft Schüsse. Hier trug fast jeder eine Waffe, weniger zum Schutz vor Zweibeinern als vor Vierbeinern. Zum Selbstschutz und zur Jagd.

Nein, der Schuss war nichts Ungewöhnliches, aber der Schrei, der nur wenige Sekunden vorher zu hören gewesen war, schon. Dieser Schrei hatte gefährlich nah geklungen. Andererseits wurde in diesen Bergen der Schall kilometerweit getragen.

Heath war mit seinen Gästen von der Emerald M Ranch, die einige Nächte im Waldcamp verbrachten, zu einer Tagestour unterwegs. Schnell zählte er die Anwesenden durch. Sie hatten am Ufer des Grayback River die atemberaubende Landschaft genossen und waren gerade auf dem Weg zu ihren Pferden, um ins Camp zurückzureiten. Es war schon ziemlich spät, weil zwei Jugendliche auf eigene Faust losgezogen waren und Heath die Jungen hatte suchen müssen. Als Eigentümer der Ranch und Guide der Gruppe war er für die Sicherheit seiner Gäste verantwortlich. Das war normalerweise ein Kinderspiel, solange sich alle an die Regeln hielten. Heute wurde seine Geduld allerdings auf eine harte Probe gestellt.

Hastig schwang er sich auf sein Pferd Boots und lauschte angestrengt.

Außer ihm schien niemand etwas Ungewöhnliches gehört zu haben. Aber die anderen waren auch noch weiter unten am Fluss, wo man nicht mal sein eigenes Wort verstehen konnte.

Heath steuerte mit Boots auf den Pfad zu, der bergauf führte.

»Wohin willst du?«, rief Leroy, der bei den Pferden stand.

»Ich habe einen Schrei gehört. Ich muss nachsehen, ob etwas passiert ist.«

»Du glaubst, dass du in einem Wald, der über zehntausend Quadratkilometer groß ist, jemanden findest?«

Heath zügelte Boots. Er konnte sich darauf verlassen, dass Leroy die Gästegruppe sicher ins Camp zurückbringen würde.

»Nein«, erwiderte er. »Aber es hörte sich an, als wäre die Frau nicht weit entfernt. Reite du mit den anderen ins Camp voraus. Falls ich deine Hilfe brauche, melde ich mich.« Heath deutete auf das Funkgerät.

Leroy Miller war zwanzig Jahre älter als Heath. Er war ein erfahrener Rancharbeiter, aber an die Arbeit auf einer Gästeranch – Touristen durch die Wildnis zu führen – hatte er sich erst gewöhnen müssen, als ihn Heath vor fünf Monaten eingestellt hatte.

»Klar.« Leroy's Miene verriet, dass er glaubte, Heath hätte sich den Schrei nur eingebildet.

Konnte er recht haben? Seit er vor neun Monaten von einem Mann, dem er sein Leben lang vertraut hatte, angeschossen worden war, war er nicht mehr derselbe.

»Heath, überlass das mir und kümmer du dich um deine Gäste.«

Er hätte Leroy auf die Suche schicken können, aber der konnte sich in dieser Gegend nicht halb so gut aus wie er. Er kannte den Bridger-Teton National Forest wie seine Westentasche und hatte schon als Kind und Jugendlicher viel Zeit in der Gros-Ventre-Wildnis verbracht.

Heath ließ Leroy stehen und trieb Boots den Pfad hinauf.
»Nein, ich reite.«

Er wollte keine Zeit mit einer Diskussion verschwenden. Leroy konnte sehr hartnäckig sein. Das war keine schlechte Eigenschaft, aber im Moment hatte Heath es zu eilig dafür. Wenn jemand in Not war, kam er vielleicht sowieso schon zu spät.

Leroy hatte auch keine Zeit zu verlieren. Er musste die Gäste wieder zusammentrommeln und sie ins Waldcamp zurückführen, bevor es dunkel wurde. Sein Mitarbeiter Pete Langford konnte ihm dabei nicht helfen, da er bereits vorausgeritten war, um das Lager vorzubereiten.

»Sei vorsichtig!«, rief Leroy Heath noch nach. »Ich will nicht die ganze Nacht nach dir suchen müssen!«

Heath trieb Boots an, schneller zu traben. Er würde den Wanderpfad absuchen. Normalerweise blieben die Touristen auf den Wegen. Vielleicht war jemand gestürzt. Bald schon würde die Sonne hinter den Bergen untergehen. Er wollte die Frau finden, solange er noch Tageslicht hatte. Hoffentlich war nichts Schlimmes passiert! Im besten Fall war sie einfach selbst wieder auf die Beine gekommen und hatte ihre Wanderung fortgesetzt.

Aber der Schrei war so durchdringend gewesen! Heath's Magen zog sich zusammen. Seine Remington-Vorderschaft-Repetierflinte steckte in der Gewehrtasche am Sattel, deshalb legte er die Hand auf seine 44er Magnum, um für einen potenziellen Nahkampf gerüstet zu sein. Er hoffte, dass es nicht dazu kommen würde, aber er war oft genug in Gefahrensituationen gewesen und wusste, wie entscheidend es war, immer vorbereitet zu sein.

Geistig und körperlich.

»Na los, komm schon, Boots!«

Er lenkte das Pferd ungefähr einen Kilometer den Weg hinauf. Dann stieß er auf den Pfad, der den Red Rock Hill umrundete und zu einer Weggabelung führte. Er hätte auf dem Reitweg weiterreiten können, aber diesen Weg war er mit seinen Gästen gekommen, ohne irgendwo Wanderer gesehen zu haben. Deshalb entschied er sich für den Wanderpfad.

Die Ranger wollten keine Pferde auf diesen Wegen, aber es konnte sich schließlich um einen Notfall handeln und zu Fuß würde er viel zu lange brauchen.

Heath, der Held, der Retter in der Not! Na klar!

Er ritt weiter bergan und suchte das Gelände mit den Augen

ab. Er wünschte, er hätte Rufus und Timber dabei. Sie hätten mit ihren Spürnasen sofort die Fährte aufgenommen.

»Hilfe!«

»Brr.« Boots blieb gehorsam stehen. Der Hilferuf war so leise gewesen, dass Heath ihn fast nicht gehört hätte. »Hallo? Ist da jemand?«

Schnell glitt er vom Pferd. Boots hob den Kopf sowie seinen Schweif und schnaubte. Er stapfte mit den Hufen auf. Spürte der Hengst, dass jemand verletzt war?

»Ruhig, Junge.« Obwohl das Pferd gut ausgebildet war, band Heath es vorsichtshalber an eine weißstämmige Kiefer.

Heath ließ seinen Blick durch den immer dunkler werdenden Wald wandern. Neben dem Wanderpfad fiel das Gelände steil zum Grayback River hin ab. Der Waldboden war von Steinen übersät und von Wurzeln durchzogen, die überall aus der Erde ragten. Hier konnte man leicht ins Straucheln geraten und dann auf den Kiefernadeln abrutschen.

Mit langsamen, sicheren Schritten stieg er den steilen Abhang hinab. »Ich will Ihnen helfen. Wo sind Sie?«

Hinter ihm ertönte aus nächster Nähe ein tiefes Knurren. Seine Nackenhaare stellten sich auf. Die Ermahnungen, die er als Kind von seinem Vater bekommen hatte, schossen ihm durch den Kopf.

»Haltet mindestens hundert Meter Abstand zu Bären! Geht nicht allein in den Wald! Nur in Gruppen! Macht viel Lärm! Weicht langsam zurück! Auf keinen Fall dürft ihr weglaufen! Verlasst sofort das Gebiet und gebt dem Bären mehr Raum!«

Vielleicht hatte ihn der Bär noch nicht gesehen. Dann könnte er langsam zurückweichen.

Oder stand das Tier direkt hinter ihm?

Er blieb stehen und drehte langsam den Kopf.

3

Große dunkle Augen starrten ihn durch die Bäume an. Aus höchstens zwanzig Metern Entfernung. Viel zu nah! Bestimmt vierhundert Kilo Muskeln und Pelz stellten sich auf die Hinterbeine. Knurrten laut. Die Zähne des Bären stachen im Dämmerlicht hell hervor.

Eine Herausforderung zum Kampf.

Falls der Grizzly beschloss, sich auf ihn zu stürzen, würde es schnell vorbei sein. Aber vielleicht war diese Drohgebärde auch ein Bluff. Falls Heath schießen musste, durfte er nicht zu lange warten.

Im Wald muss man immer mit Bären rechnen!

Heath kannte die Regeln.

Er hatte das Regelbuch auswendig gelernt. Er konnte jede Anweisung vorwärts und rückwärts aufsagen. Regeln halfen aber nur, wenn man sie befolgte. Er hatte sein Bärenspray nicht dabei. Aber das hätte ihm ohnehin nur begrenzten Schutz bieten können. Er verließ sich lieber auf sein Gewehr. Er war einfach zu sehr auf die Suche und dann auf den kaum vernehmbaren Hilferuf konzentriert gewesen, um an Bären zu denken.

Der Grizzly war wahrscheinlich unten am Fluss gewesen und hatte Fische gefangen. Vielleicht hatten der Schuss und der Schrei ihn nervös gemacht. Und dann war auch noch Heath in sein Revier eingedrungen.

Mit wild rasendem Herzen legte Heath die Hand auf die mit tödlichen Kugeln geladene Magnum. Es wäre eine Schande, wenn er schießen müsste. Der Bär konnte nichts dafür, dass Heath ihn aufgeschreckt hatte.

Vielleicht gab es eine andere Lösung.

Er hob die Arme und sprach in einem ruhigen Tonfall, wäh-

rend er langsam zurückwich und ein paar Meter mehr Abstand zu dem Tier aufbaute. Er musste so weit wie möglich von ihm wegkommen. Wie konnte er dem Bären klarmachen, dass er nicht sein Abendessen war? »Du willst mich nicht fressen oder töten. Nein. Damit würdest du nur die Ranger auf den Plan rufen. Sie würden dich von deinen Bärenfreunden und deiner Familie wegbringen und in ein anderes Gebiet umsiedeln. Wahrscheinlich würdest du sogar getötet werden.«

Obwohl er fast sein ganzes bisheriges Leben in Wyoming verbracht hatte, war er noch nie in Gefahr gewesen, von einem Grizzly attackiert zu werden. Klar, er hatte welche aus der Ferne durch den Wald streifen sehen, aber immer mit dem nötigen Sicherheitsabstand. Die Ranger informierten normalerweise die Öffentlichkeit – und besonders die Tourenguides –, wenn ein Grizzly gesichtet wurde. Aber eigentlich bestand eine Dauerwarnung: Der National Forest war Grizzly-Gebiet. Das hieß: Immer vorsichtig sein. Stets die Augen offen halten.

Wenn Heath weit genug zurückweichen konnte, würde der Bär sich vielleicht trollen. Doch in diesem Moment blieb er mit dem Stiefelabsatz an einer Wurzel hängen und strauchelte. Er landete unsanft auf dem Hinterteil. Der Bär bewegte sich vorwärts. Er griff ihn noch nicht an, aber es war trotzdem beängstigend, ihn so bedrohlich auf sich zukommen zu sehen. Er konnte sich jede Sekunde auf ihn stürzen.

Panik breitete sich in Heath's ganzem Körper aus. Er umklammerte die Pistole, legte den Finger auf den Abzug und wollte das Tier erschießen.

»Warten Sie!« Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich eine Frau neben Heath auf.

»Sind Sie verrückt?«, rief er entsetzt. »Kommen Sie nicht zu nah!«

Erst dann entdeckte er die Sprühdose in ihrer Hand. Sie richtete sie auf den Grizzly. Das Spray entwich zischend und bildete eine Dampfwolke. Diese Frau musste wirklich Nerven aus Stahl

haben, wenn sie es mit einem Grizzly aufnahm. Heath richtete seine Waffe auf das Tier, für den Fall, dass das Spray seine Wirkung verfehlte. Es half nicht immer und schon gar nicht, wenn ein Bär wütend war.

Als das Tier nur noch wenige Schritte entfernt war, traf der feine Nebel sein Gesicht.

Die Frau blieb stehen, wo sie war, aber sie musste panische Angst haben. Heath war überrascht, dass sie trotzdem nicht lockerließ. Andere hätten längst versucht wegzurennen.

Heath zielte weiterhin mit seiner Waffe auf das Tier, während er sich langsam auf die Beine rappelte und neben sie trat. Wenn er sich zwei Menschen gegenüber sah, schreckte das den Bären vielleicht ab.

Er knurrte. Brummte. Schlug mit den Pfoten in sein Gesicht.

»Womöglich macht ihn das Spray erst richtig aggressiv«, warnte Heath mit leiser Stimme.

»Was sollen wir jetzt machen?«

»Langsam zurückweichen.«

»In der Gebrauchsanweisung auf dem Kanister steht, dass die Wirkung des Sprays einige Minuten anhält«, erwiderte sie mit einem unüberhörbaren Zittern in der Stimme.

»Wollen Sie hier stehen bleiben und den Bär auf die Probe stellen, ob das stimmt?« Heath marschierte den Hang hinauf. Er wollte so viel Abstand wie möglich zu dem Bären bekommen. Er würde nicht warten, bis das Tier sich vielleicht aus dem Staub machte. Eigentlich sollte man Bären nicht den Rücken zukehren, aber das Gelände war zu uneben.

Heath kam sich wie ein Idiot vor.

Als er merkte, dass die Frau ihm nicht folgte, ging er zurück, nahm sie an der Hand und zog sie den Hang hinauf und zurück auf den Wanderpfad. Er fand Boots an der Stelle, an der er ihn angebunden hatte. Jetzt wusste er, warum das Tier so unruhig gewesen war.

Heath drehte sich zu der Frau um. Blut lief von ihrer rechten

Schläfe über ihr Gesicht und sie wirkte ziemlich wackelig auf den Beinen. Als sie den Bären mit dem Spray abgewehrt hatte, war er links von ihr gewesen, und da es im Unterholz dunkler war als auf dem Pfad, hatte er das Blut nicht gesehen. Endlich normalisierte sich sein Herzschlag ein wenig und er konnte wieder klar denken.

»Haben Sie geschrien? Und um Hilfe gerufen?«

»Ja. Aber ich war nicht die Einzige. Hier draußen läuft ein Mann mit einem Gewehr herum. Er hat eine Frau erschossen. Ich ... ich war Zeugin eines Mordes.«

Heath's Pulsschlag beschleunigte sich sofort wieder. Er hoffte, dass er sich verhört hatte. »Wie bitte? Sind Sie sicher?«

»Ja. Der Schuss hat den Bären aufgeschreckt. Können wir jetzt von hier verschwinden? Ich muss das dem Sheriff melden.«

Er war abrupt stehen geblieben. »Sind Sie sicher, dass die Frau tot ist?«

»Ja.«

Heath betrachtete den Wald. Er dachte an den Schuss, den er gehört hatte. »Wo ist der Mord passiert?«

»Auf der anderen Flussseite.«

Er konnte also nicht selbst nach dem Opfer sehen. Und da der Mord auf der anderen Flussseite geschehen war, befanden sie sich nicht in unmittelbarer Gefahr. Sein Atem beruhigte sich ein wenig. Er würde Leroy oder Pete über Funk Bescheid geben, dass sie den Sheriff informieren sollten. Heath war zwar ehrenamtlicher Deputy, aber er war heute nicht im Dienst. Der Sheriff konnte jemand anderen zum Tatort schicken, um die Leiche zu finden. Spuren zu sichern. Nach dem Mörder zu suchen.

Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die verletzte Frau. »Ich muss die Blutung stillen.«

Sonst würde der Bär ihnen auf jeden Fall folgen. Dem Geruch von Blut konnten diese Tiere über weite Strecken folgen.

Zum Glück hatte Heath Verbandsmaterial in der Satteltasche. »Im Camp werden wir die Wunde reinigen. Ich lege jetzt erst

mal einen Druckverband an, das könnte ein wenig wehtun.« Er öffnete die Satteltasche und zog sein eigenes Bärenspray heraus. Er schob es beiseite, um einen Mullverband und eine elastische Binde auszupacken, und ging dann ans Werk. Als er den Verband um ihren Kopf und über die Wunde wickelte, verzog sie vor Schmerzen das Gesicht. Kannte er diese Frau vielleicht irgendwoher? Wahrscheinlich nicht, sie schien eine Touristin zu sein. Aber ihr rotes Haar erinnerte ihn an eine Freundin aus seiner Kindheit.

»Fertig. Das dürfte eine Weile halten.« Sie musste zum Arzt. Diese Wunde musste genäht werden.

Er bedeutete ihr, auf Boots zu steigen. Sie schüttelte den Kopf und trat zurück. »Ich kann nicht reiten.«

Mitgefühl regte sich in ihm. Doch die Zeit drängte. »Wir müssen schleunigst weg«, erklärte er. »Es macht nichts, wenn Sie nicht reiten können. Ich helfe Ihnen in den Sattel. Stellen Sie den Fuß in den Steigbügel und schwingen Sie Ihr Bein rüber.«

Boots war ziemlich groß und kräftig und wirkte wahrscheinlich einschüchternd auf sie – auch wenn sie es vor wenigen Minuten mit einem Grizzly aufgenommen hatte.

Sie runzelte die Stirn, kam seiner Aufforderung aber nach. Er hielt sie an der Taille fest, um ihr zu helfen. »Sie sind ein Naturtalent!«

Heath war es nicht gewohnt, zu zweit auf einem Pferd zu reiten. Doch es war ein Notfall und sie mussten nur eine kurze Strecke bergab zurücklegen. Da die Frau leicht war, konnte Boots sie locker beide tragen.

Auch wenn die Frau ein Naturtalent war, hatte sie eine hässliche Wunde am Kopf. Wahrscheinlich musste die Wunde genäht werden. Er betrachtete den Sattel. Er konnte sich hinter sie setzen, aber dann würden sie sehr dicht aneinandergedrückt. »Ich setze mich hinter den Sattel, aber ich muss die Arme um sie breiten, um die Zügel halten zu können, okay?«

Sie nickte schwach.

Er schwang sich hinter sie aufs Pferd. Hoffentlich hatte sie nicht noch andere Verletzungen! »Komm, Boots.« Heath funkte das Camp an und erwischte Leroy. »Du musst den Sheriff anrufen. Jemand hat einen Mord beobachtet!« Er nannte Leroy die grobe Position, an der die Leiche gesucht werden musste. Vielleicht konnte der Schütze gefunden werden, bevor er entwischte, aber er bezweifelte das. Der Bridger-Teton National Forest erstreckte sich über ein Gebiet, das eine Fläche von mehr als zehntausend Quadratkilometern hatte. Die Polizei würde es nicht vor Einbruch der Dunkelheit schaffen, am Tatort einzutreffen, und unglücklicherweise sah es auch noch nach Regen aus.

Heath lenkte das Pferd den Weg hinab, der im immer schwächer werdenden Licht der Abenddämmerung zunehmend tückisch wurde. Aber auf Boots war Verlass, er würde sie sicher hinunterbringen.

Heath spürte, dass die Frau am ganzen Körper zitterte. Er hoffte, sie bibberte nur, weil es kühler wurde und nicht, weil sie einen Schock hatte.

Weiter, Boots! Der Hengst schien zu spüren, dass es eilig war, und beschleunigte sein Tempo.

»Alles wird gut werden. Ich bin froh, dass ich Sie gehört habe«, sagte er. »Übrigens danke, dass Sie den Bären gerettet haben.«

»Eigentlich habe ich ja *Sie* gerettet.«

»Ach, das.« Er räusperte sich. Er hatte nicht so klingen wollen, als würde er ihren mutigen Einsatz nicht schätzen, aber er hätte den Grizzly höchstwahrscheinlich erschossen. Vielleicht wäre es nur bei den Drohgebärden geblieben, aber abzuwarten, ob er es vielleicht doch ernst meinte, wäre zu riskant gewesen. Dadurch, dass die Frau mit dem Bärenspray auf das Tier losgegangen war, hatte sie es vor dem Tod bewahrt. Doch er musste zugeben, dass sie recht hatte. »Es war wirklich mutig von Ihnen, mir zu Hilfe zu kommen. Danke.«

Danke, dass Sie nicht fragen, warum ich mein eigenes Spray nicht dabeihatte.

»Glauben Sie, dass uns der Bär folgt?«

»Nein. Er ist längst fort.« Hoffentlich. Er musste Leroy und seine Gäste im Camp warnen, dass ein Grizzly in der Gegend war, damit sie die nötigen Vorsichtsmaßnahmen trafen. Sie verstauten die Lebensmittel dann immer in bärensicheren Behältern. Er würde seinen Freund, den Ranger Dan Hinckley, anrufen und ihm von dem Beinaheangriff berichten.

Und dann war da noch der Mörder. Heath machte sich Sorgen um seine Gäste. Die Sachen einzupacken und zur Emerald M Ranch zurückzureiten, war so spät am Abend zu riskant. Aber eins nach dem anderen.

Heath konzentrierte sich darauf, auf dem Wanderpfad zum Weg zurückzugelangen. Dann überließ er es Boots, sie ins Camp zu bringen. Der Hengst kannte den Weg genauso gut wie er.

Schweigend ritten sie durch den Wald. Es war ihm ganz recht, er war nicht zu einem Gespräch aufgelegt.

Im Camp schwang Heath sich zuerst von seinem Hengst, dann half er der Frau beim Absteigen. Sie betrachtete das Lager mitten im Wald neugierig: Zelte, Tische und hohe Flammen, die von der Feuerstelle emporzüngelten. Heath musterte prüfend ihren Verband. Anscheinend hatte er genug Druck auf die Wunde ausgeübt, um die Blutung zu stoppen.

Die Frau betrachtete ihn jetzt ihrerseits so eingehend, als würde sie irgendetwas an ihm irritieren. »Kann es sein, dass Sie ... Sie sind doch nicht Heath McKade, oder?«

Bei der Art, wie sie seinen Namen aussprach, regte sich wieder das Gefühl, das er vorher schon gehabt hatte. War sie es etwa doch? Das war unmöglich, oder?

»Doch, der bin ich.« Er war vorher zu abgelenkt gewesen, um genauer hinzusehen, doch ein Blick in ihre goldbraunen Augen genügte, um Gewissheit zu bekommen.

»Du erinnerst dich nicht an mich?«, fragte sie.

»Harper. Harper Larrabee.« Er konnte kaum glauben, dass sie es tatsächlich war.

»Ich heiÙe jetzt Reynolds. Mom hat unseren Namen geändert, als wir weggezogen.«

Seine Gedanken kehrten schlagartig zu den schweren Jahren in ihrer Kindheit zurück. Er betrachtete ihr dichtes rotes Haar, ihr schmales Gesicht mit den weichen Zügen und ihre weibliche Figur. Sie war nicht mehr die Zwölfjährige, die er gekannt hatte. Selbst mit Brille und Zahnspange war sie damals ein hübsches Mädchen gewesen – und jetzt war sie eine schöne Frau. Sie waren damals die besten Freunde gewesen. Harper hatte ihm in der schlimmsten Zeit seines Lebens zur Seite gestanden. Nachdem ihr Vater gestorben war, war ihre Familie von einem Tag auf den anderen weggezogen. Er wollte nach ihren Händen fassen, sie umarmen oder irgendetwas, aber er besann sich eines Besseren und sagte nur lapidar: »Du bist groß geworden.« *Eine brillante Bemerkung, Heath.*

»Unglaublich, dass ausgerechnet du gekommen bist, um nachzusehen, woher der Schrei kam! Andererseits ... der Wald war ja schon immer dein Revier.« Sie lächelte schwach. »Du kamst wie ein rettender Ritter angeritten, allerdings mit Cowboyhut statt in Ritterrüstung.«

Er hatte ihr nicht den Eindruck vermitteln wollen, er wäre ein Held.

»Na ja. Lass mich deinen Verband wechseln und die Wunde reinigen.« Selbst kleinere Kopfverletzungen konnten stark bluten. Sie brauchte nach wie vor professionelle medizinische Hilfe. »Danach fahren wir in die Stadt, damit ein Arzt sie sich ansehen kann. Dort kannst du auch mit dem Sheriff sprechen. Er müsste schon seine Deputys losgeschickt haben, um das Opfer und den Mörder zu suchen.«

Er wies sie an, sich an einen langen Picknicktisch zu setzen, und nahm eine helle Laterne, in deren Licht er die Wunde besser sehen konnte. Dann nahm er neben ihr Platz und entfernte den Verband. Er konnte kaum glauben, dass *Harper Larrabee* hier war. Nein, Reynolds. Harper Reynolds. Sie hatten sich früher so

nahegestanden, aber nach so vielen Jahren waren sie einander jetzt so gut wie völlig fremd.

Sie hob die Hand, um ihren Kopf zu berühren. »Ist es schlimm?«

»Tut es weh?«

Sie nickte. »Mein Kopf hämmert, aber das ist meine geringste Sorge.«

Intuitiv griff er nach ihrer Hand. »Der Bär hätte dich noch viel schlimmer zurichten können. Du bist jetzt in Sicherheit.«

Leroy betrat das Zelt. »Heath, was ist passiert? Ich wollte dich gerade wieder anfunken.«

Harper drehte den Kopf zu Leroy.

Leroy schaute sie überrascht an. »Entschuldigen Sie, Ms ...«

»Harper. Nennen Sie mich einfach Harper.« Sie schwankte leicht.

Leroy streckte die Hand aus, als befürchte er, dass sie vom Stuhl kippen würde. Heath reagierte genauso. »Hol mir bitte den Verbandskasten«, bat er.

»Kommt sofort!«

»Und Leroy, wir sind auf einen Grizzly gestoßen. Er ist ziemlich gereizt. Sorg dafür, dass alle gewarnt werden. Den Sheriff hast du erreicht?«

»Ja. Ich konnte ihm nicht viel sagen, aber er hat seine Leute sofort auf den Fall angesetzt. Die Ranger habe ich auch schon wegen des Mordfalls informiert. Aber ich schicke gleich noch eine Warnung wegen des Bären nach.« Leroy verließ das Zelt.

»Wie kam es zu deiner Verletzung?«, fragte Heath Harper.

»Ich bin gestürzt und habe mir den Kopf angeschlagen.«

Sie hatte vermutlich keine Ahnung, was für eine üble Fleischwunde sie am Kopf hatte. Heath brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, wie ernst die Lage war.

Leroy kam mit dem Verbandskasten und einer Decke zurück, die er über Harpers Schultern legte.

»Sag Pete, dass er die Augen offen halten soll«, bat Heath ihn.

»Und sorgt dafür, dass das Abendessen so bald wie möglich nicht mehr zu riechen ist. Das könnte den Bären anlocken!«

»Ähm, Pete ist nicht da.«

Heath fuhr herum und starrte Leroy an. »Was?«

»Er war nicht hier, als wir ins Lager gekommen sind.«

»Dann funk ihn an. Er soll zurückkommen. Wir brauchen ihn!«

Heath richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Harper und wischte ihre Haut um die verletzte Stelle herum sauber. »Wir müssen dich wirklich ins Krankenhaus bringen, aber in die Stadt ist es ziemlich weit. Ich hab ja gesagt, dass ich die Wunde zuerst reinige, aber ...« Er zögerte.

»Ist sie so schlimm?«

»Hast du nach dem Sturz das Bewusstsein verloren?«

»Nein. Ich war nur benommen. Alles ist vor meinen Augen verschwommen. Ich habe um Hilfe gerufen, aber ich habe nicht wirklich damit gerechnet, dass mich jemand hören würde. Es war mehr ein Verzweiflungsschrei.«

Er schaute ihr in die Augen. Sie war damals so wichtig für ihn gewesen. Ohne sie wäre es ihm noch so viel schwerer gefallen, über die Tragödie hinwegzukommen. Harper war sein Rettungsanker gewesen in dieser Zeit.

»Keine Sorge! Sie sollte ärztlich behandelt werden, aber das wird schon. Wie bist du zu dem Weg gekommen?«

»Mein Auto steht auf dem Wanderparkplatz.«

»Können wir damit fahren? Wir haben hier im Camp keins. Ich müsste erst zu meiner Ranch reiten, um einen Wagen zu holen. Oder wir fordern telefonisch Hilfe an. Einer der Ranger könnte dich abholen.«

Leroy steckte den Kopf durch die Zeltöffnung. »Pete ist zurück.«

»Danke. Bringt den Gästen die Neuigkeiten schonend bei. Ich will nicht, dass Panik ausbricht. Sorgt auch dafür, dass die Pferde in Sicherheit sind.« Heath verband Harpers Kopf wieder, aber jetzt zitterten auch seine Hände.

Sollte er das Camp doch lieber räumen lassen? Brachte er diese Menschen in Gefahr? Brauchten sie ihn hier?

»Ich kann selbst fahren«, sagte Harper. »Mach dir um mich keine Sorgen. Du hast genug anderes zu tun.« Sie zog die Decke enger um sich und stand auf, als wollte sie aus dem Zelt marschieren und sich allein auf den Weg zu ihrem Auto machen.

Dieser Blick in ihren Augen. Angst. Nackte Angst. Heath dachte an die Menschen in seinem Leben, bei denen er diesen Blick gesehen hatte. Frauen, die Schlimmes erlebt hatten. Harper war eine von ihnen. Nach dem Mord an ihrem Vater war sie verängstigt und von tiefer Trauer geplagt gewesen. Dann war ihre Familie weggezogen.

Er hatte sie nicht wiedergesehen. Bis heute.

»Du solltest in deinem Zustand wirklich nicht ans Steuer. Ich fahre dich.«

Harper war inzwischen immer blasser geworden. Obwohl Heath sich bemüht hatte, die Wunde wieder zu verbinden, lief jetzt Blut von ihrer Stirn. Sie hob die Hand, um es wegzuwischen, bevor es ihr in die Augen laufen konnte, und betrachtete dann ihre blutverschmierten Finger. Sie schwankte, als wäre ihr schwindelig. Heath eilte zu ihr. Gerade noch rechtzeitig, um sie aufzufangen, bevor sie zu Boden sackte.